

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 251.

Dienstag, 13. September

1932.



ABENTEUER UM BRIGITTE

Roman von Marlise Sonneborn



9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Im Morgennebel verschwamm der Horizont, silbern und rosa schimmerte die weite Ferne — und das dunkle Grün einiger hochgewachsener Palmen bildete den wirksamen Kontrast zu der leuchtenden Weite und Klarheit dieses Frühlingmorgens. So schön meinte Brigitte die Riviera noch nie gesehen zu haben.

Lange blieb sie in dem Anblick des immer wechselnden Lichtes und der damit immer wechselnden Reize der Landschaft versunken. Dann aber wandte sie sich um und begann einen Entdeckungszug durch das ihr angewiesene Heim.

Das Schlafzimmer lag fast am Ende der Reihe, nur ein üppig ausgestattetes Toilettenzimmer mit Badezimmer schloß sich noch — hinter ihm — an. Vor dem Schlafzimmer aber befand sich ein allerliebster Salon, behaglich und wohnlich mit einer netten, gar nicht geringen Bibliothek, die allerlei interessante Bände aufwies. Und vor diesem Wohnsalon lag noch ein anderer, augenscheinlich als Empfangszimmer gedachter: steifer, eleganter, prächtiger — mit guten, wenn auch nicht modernen Gemälden und einer Menge hoher Spiegel, die den Besuchern ihr Bild von allen Seiten zeigten.

Brigitte gestand sich, daß sie sich in diesen Räumen sehr glücklich würde fühlen können, wenn, wenn — ja, wenn sie frei gewesen wäre, gewußt, woran sie sei — wenn ihre Angehörigen wenigstens nicht in Angst und Sorge um sie gewesen wären.

Sie nahm eine kalte Dusche — die Tatsache, daß die Warmwasserleitung nicht funktionierte, bestätigte ihre Meinung, daß das Schloß oder was immer es sei, für gewöhnlich unbewohnt wäre. Sie legte die Kleider der Pariser Schwiegertochter Madame Jules mit leisem Seufzer an — und ließ sich von den hohen Spiegeln des vorderen Salons bestätigen, daß sie in diese Umgebung nun aber auch gar nicht paßten.

Als der Hunger sich lebhafter als angenehm bei ihr bemerkbar machte, suchte sie die elektrische Schelle — und nach wenigen Minuten trat Jim ein, strahlend über das gute, breite Gesicht — ein Tablett mit den erlesensten Vorkostbissen servierend.

„Ich hoffe, daß die Dame wohl geruht haben. Welch ein herrlicher Morgen nach dem stürmischen Abend von gestern ...“

„Wann reisen wir?“ gegenfragte Brigitte, ehrlich überzeugt, es handle sich um eine Zeit von wenigen Stunden, bis sie die Ihren wiedersehen dürfe. Sie war unter dieser Voraussetzung bereit, dem wunderlichen alten Herzog seine Sünden zu verzeihen.

„Der Herr Herzog bitten die Dame, sich noch ein

wenig zu gedulden und sich vorderhand mit Garderobe zu versehen. Der Herr Herzog hat sich erlaubt, aus der Stadt — und wir haben eine hübsche, große Stadt gar nicht weit von hier entfernt — alles zu bestellen, was die Dame für einen Aufenthalt von einigen weiteren Tagen brauchen wird. Wenn die Dame ihre Wahl treffen möchte ...“

„Ja! Kann ich denn heute nicht nach Hause?“ Brigitte fragte so ehrlich entsetzt, daß es mitteilend über das gute Gesicht des weichherzigen Jim zuckte.

„Sagen Sie mir nur das eine!“, fuhr das junge Mädchen in nervöser Überstürztheit fort. „Bin ich in der Gewalt eines Wahnsinnigen?“

Jim wiegte nachdenklich den Kopf.

„Das doch nun wohl nicht — unser Herr leidet bloß an einer Monomanie ...“

„Und was in aller Welt habe ich damit zu tun?“

„Das weiß ich auch nicht!“ gab Jim ehrlich zu. „Und wenn ich's wüßte, ich dürfte es nicht sagen. Aber: Will die Dame sich nicht mit Garderobe versehen? Wir haben alles ins Toilettenzimmer schaffen lassen — und der Herr Herzog bittet die Dame, um zwölf Uhr mit ihm zu lunchen ...“

„Sagen Sie Ihrem Herrn“, rief Brigitte zwischen Lachen und Weinen, „daß ich auf seine Gesellschaft keinen Wert lege, solange er mein — Kerkermeister sei. Und daß ich nur notgedrungen von seinem Anerbieten, mich mit Kleidung zu versehen, Gebrauch machen würde.“

„Mein Herr wird das sehr bedauern“, seufzte Jim — und entfernte sich mit tiefer Verbeugung.

Im Toilettenzimmer fand Brigitte eine wahre Ausstellung der entzückendsten Kleidungsstücke, die sich ein junges Mädchen nur wünschen kann.

Sie wählte mit Vorbedacht nur das Nötigste und Einfachste, nichts, dessen sie nicht augenblicklich bedurfte — nichts eleganter und üppiger, als sie es gewöhnt. Doch war die Auswahl der Gegenstände für den verwöhntesten Geschmack, die höchsten Ansprüche getroffen und selbst das Einfachste noch sehr großartig. Einige Wäschestücke, ein paar duftige Kleidchen, einen Sportanzug und ein Abendkleidchen, das es ihr angetan, legte sie zurück.

„Ich werde dem alten Ekel alle seine Auslagen zurückerstatten, sobald ich frei bin!“ dachte Brigitte — räumte die ausgesuchten Sachen in einen der Wandschränke und klingelte Jim, den sie anwies, das übrige zu entfernen.

Heimlich wunderte sie sich, wie man wirklich nichts vergessen hatte — weder Strümpfe, Schuhe, Handtäschen noch die anderen kleinen Toilettengegenstände.

„Ist keine weibliche Bedienung für mich da?“ fragte Brigitte.

„Ich fürchte — nein!“ lautete die beschämte Antwort.

Brigitte preßte zornig die Lippen aufeinander.

Doch als sie in guter Wäsche, mit dem hübschen Kleidchen, das sie für den Morgen angelegt, wieder an das große Fenster ihres Schlafgemachs trat, überwältigte sie die Schönheit der Natur so, daß ihr fast ehrfürchtig zumute wurde und ein Ausdruck reinsten Freude an dem, was sie vor sich sah, ihr reizendes Gesicht jeder Wolke von Mißmut oder gar Mißtrauen entkleidete.

So fand sie der Duke, der zur Lunchzeit persönlich zu ihr sich heraufbemühte, um sie zu Tisch zu bitten.

Wohl rasiert, parfümiert — gut gekleidet und immerhin noch ausgeglichen wie er war — befriedigt zudem von den Ergebnissen seiner Überlegungen, erschien er ihr weniger unheimlich und widerwärtig als zuvor — wenn sie auch den Widersacher nicht einen Augenblick zu vergessen vermochte.

Seine Art und Redeweise war klarer und bestimmter als sonst.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, meine Dame; ich weiß wohl, wie ungeheuerlich Ihnen mein Vorgehen erscheinen muß. Glauben Sie mir: es entbehrt nicht des Sinnes noch der Notwendigkeit. Verwicklungen, die niemanden mehr als mich schmerzen, zwingen mich, Sie zu bitten, solange mein Gast zu sein, wie — ich es für notwendig halte.“

„Oh, mein Gott!“ entfuhr es der entsetzten Brigitte.

„Und meine Angehörigen?“

„Sie werden . . . bald . . . von einem von hier weit entfernten Ort — ein Telegramm erhalten: Brigitte ist in guten Händen . . .“, versprach Seine Hoheit ohne sich an dies Versprechen sonderlich gebunden zu fühlen.

„So? Ach! Wirklich? Bin ich hier in guten Händen?“ erwiderte das junge Mädchen nicht ohne Bitterkeit.

„Im Verhältnis zu dem, was möglich wäre, wenn ein junges Mädchen verschwindet: ganz gewiß . . .!“ antwortete der Duke in schöner Sachlichkeit.

„Ich will — weibliche Bedienung . . .!“ trohte Brigitte erzürnt auf.

Der Herzog zog die Augenbrauen hoch.

„Frauen pflegen Geheimnisse auszuplaudern — und Ihre Anwesenheit hier soll vorerst Geheimnis bleiben.“

Und den Ausdruck zorniger Ungebuld in den Augen seines Gegenübers erspähend, fügte er bereitwillig hinzu: „Ich werde indessen sehen, was sich machen läßt.“

„Herr Herzog“, sagte Brigitte und trat mit bittend erhobenen Händen auf den alten Mann zu (er war zwar gekleidet und ausgestattet wie ein Dreißigjähriger, aber es hatte nur mäßigen Erfolg), „wenn ich Ihnen das Medaillon, von dem ich nicht weiß, was es Ihnen soll, verschaffe — es ist tatsächlich außer Landes —, lassen Sie mich dann sofort nach Hause?“

„Mein liebes Kind“, erwiderte der Duke mit wahrhaft väterlicher Güte, „wenn Sie nicht eben wären, die Sie sind — irgendein Fräulein Müller oder Clerk — aber . . . es sind unglückliche Zusammenhänge! Nach den Wahlen . . .“

„Nach den Wahlen?“

„Nach den englischen Parlamentswahlen . . .“

„Ich verstehe nichts mehr . . .“

„Kommen Sie lieber zu Tisch . . . man ist immer geneigt, alle Dinge zu schwer zu nehmen, wenn man noch nicht geküßt hat.“

Bei Tisch — wirklich, der Eßsaal des schloßartigen Gebäudes war ein Meisterstück der Barockkunst — vergaß man ein wenig die Situation.

„Dieses alte Ungeheuer kann direkt nett sein!“ dachte Brigitte, und ihre Laune hob sich.

Also wirklich — ein vorzüglich erzogenes junges Mädchen, dachte der Duke — sie weint nicht, sie boxt nicht — ein wenig Eigensinn muß man ihr zugute hal-

ten — ihre Lage ist krumm. Und er versuchte, zum ersten Male, seinem Gegenüber ins Gesicht zu sehen. Er hatte es geflissentlich vermieden, so gut es ging — sein Gewissen war zu schlecht gewesen. Er hatte nur den allgemeinen Eindruck von etwas Jungem und Niedlichem — jetzt blieben seine Blicke an den schlanken, wohlgepflegten, doch sportmäßig kräftigen Händen hängen, die so anmutig Messer und Gabel führten — glitten hinauf an dem geschmackvollen, hellen Seidenkleid — Gott sei Dank, sie war wenigstens nicht mehr halbnackt — und huschten schnell über das schmale, raffe Gesicht. —

In dem Augenblick geschah etwas Ungeheuerliches.

Dem Herzog fielen Messer und Gabel buchstäblich aus der Hand — er ver schluckte sich und mit krampfartig gespreizten Finger nach seiner Serviette greifend — hustend und prustend — mit dunkelgerötetem Gesicht, schien er in Gefahr, einen Schlaganfall zu erleiden.

Brigitte sprang auf und hielt ihn in den Armen, ehe Jim, der servierte — Dienerschaft schien es nicht ausreichend zu geben in diesem feudalen Schloß — hinzuspringen konnte.

Brigitte löste mit töchterlicher Sorgfalt den engen Kragen und winkte Jim, ein Glas Wasser zu bringen.

Aber der Duke wehrte ab.

Er erhob sich mühsam, und mit noch halb versagender Stimme bat er Brigitte, ihn zu entschuldigen.

Jim führte ihn fort, indes Brigitte — verstört, doch mit der unüberwindlichen Raschhaftigkeit ihrer Jahre und ihres Geschlechtes — sich das delikate Dessert eigenhändig vom Büfett holte und ohne Strupel den Anteil des Herzogs mitverzehnte.

Den hatte Jim in seinem wahrhaft fürstlichen Kabinett auf einen Liegestuhl gebettet.

„Der Herr Herzog sind unwohl?“ fragte er besorgt.

Goyle schüttelte den Kopf.

Er griff auf das Tischchen, das neben der Plege stand, und nahm eine Photographie, die sich dort befand — in einem schönen, vergoldeten Rahmen.

„Jim“, fragte er, „wo hast du dies Gesicht heute schon einmal gesehen?“

Und Jim, als ob es ihm wie Schuppen von den Augen fiel, schlug sich vor die Stirn.

„Ich bin, weiß Gott, ein alter Esel, das nicht gleich zu bemerken. Nun erkläre ich mir auch, weshalb ich eine so warme Sympathie empfand.“

„Und ich“, erwiderte der Herzog und richtete sich auf, als ob er nicht eben einem Ohnmachtsanfall nahe gewesen, „ich weiß, daß ich auf dem richtigen Wege bin. — Jetzt mag kommen, was will!“

Brigitte — der schönen, ungewohnt gewordenen Freiheit froh — ging unterdessen auf Entdeckungen aus. Um die Wahrheit zu sagen, sie dachte in diesem Augenblick nicht an Flucht. Der alte Herr stand womöglich im Begriff, krank zu werden — und sie empfand so etwas wie Verantwortung für ihn, seit sie ihn einen Augenblick hilflos gesehen.

Durch die dem Eßsalon vorgelagerte Veranda sprang sie fröhlich in den herrlichen Park, atmete tief die reine Luft, liebte die blühenden Blumen — und pflückte ein paar prachtvolle, frühe Rosen — mit denen in der Hand sie wieder ins Schloß eilte, um sich nach dem Befinden des Herzogs von Goyle zu erkundigen. Mit einem ziemlich verstörten Gesicht, aber von gesunder Farbe und erholtem Aussehen kam er ihr bereits die Verandastufen herunter entgegen. Der suchende Blick seiner Augen verriet ihr, daß er für ihre Anwesenheit keinen roten Heller mehr gegeben haben würde.

Unwillkürlich lachte sie hell auf, und ein erleichtertes, aber auch gültiges Lächeln trat ebenfalls auf das etwas trodene Gesicht ihres Widersachers.

„Ich habe mir erlaubt, in Ihrem Park diese Rosen zu pflücken, um sie Ihnen an Ihr vermeintliches Krankenbett zu bringen — aber ich sehe zu meiner Freude — es ist nicht mehr nötig.“

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Stadt des Nordens.

Helsingfors, die Königin der Ostsee.

Von Dr. Erwin Stranik.

Hafenstädte schmeicheln sich oft mit trügerischen Bildern in unsere Herzen; wenn wir, von längerer Seereise ermüdet und sattgetrunken, an der Unendlichkeit des Horizontes zum erstenmal Land erblicken und dieses gar bald darauf von den Konturen einer größeren Siedlung gekrönt sehen, so erwacht rasch in uns die Liebe zu eben diesem Land und dem ersten Hafen, den man anlauft: die Kais und Molen, die Silos und Speicher, die Villenvorstädte und das ganze Getriebe schnell pulsierenden Lebens, auf ein kleines Stückchen Erde zusammengedrängt, erregen und befreien unser Gemüt. Ist man aber erst einige Tage wieder an Land, wird das Urteil kritischer und vieles, was man eben noch zu loben gewillt war, tadelt man jetzt: Hafenstädte sind meist ruhig, versüßen über Kaschemmen- und Gefindeviertel, am Abend treibt sich allerlei Gesichter in den Straßen, die sich eng und schmal aneinanderdrängen, herum, drückende Hitze und üble Dünste erfüllen die Luft, — kurz: man möchte wieder fort, so schnell als möglich.

Aber wenn das weiße Helsingfors langsam und mit einer fast südlich zu nennenden Grandezza aus den seidig blauen Fluten der Ostsee taucht und die Küste Finnlands, dieses rosig gleich einer Jungfrau erstrahlende mächtige Granitmassiv, seine ersten Risse, nackten Schroffen und Felseilande aus den glatten Wassern hebt, dann verschwindet das Entzücken, das uns bei seinem ersten Anblick überwältigt, nicht wieder, auch wenn man längst schon das Schiff verließ und Tage oder Wochen in dieser Stadt verweilt.

Überwölbt von einem Himmel, dessen Kuppel hier weit größer und zephierener durchsichtiger als anderswo erscheint, macht sich in Helsingfors nicht, wie man etwa annehmen möchte, bereits frierende Kargheit des Nordens bemerkbar, sondern vielmehr eine heitere Fröhlichkeit, eine ruhig-rhythmische Beschwingtheit, die vor allem aus seiner Architektur strömt; die Stadt, eine Gründung ziemlich jungen Datums (denn wenn sie auch bereits von Gustav I. Wasa im Jahre 1550 angelegt wurde, so besand sich jene ursprüngliche Siedlung bei- läufig 5 Kilometer von dem hiesigen Helsingfors (Helsingfors) entfernt), verdankt ihre Entwicklung eigentlich dem Unglück eines anderen Ortes. Also, das heutige Turku, an der Årsmündung materisch hingebreitet, war die ursprüngliche Hauptstadt des Landes, erst 1812 wurde Helsingfors zur neuen Metropole erklärt und eine ungeheure Feuersbrunst, die (1827) beinahe ganz Åbo zerstörte, schaltete dieses unwillkürlich aus jeder künftigen Konkurrenz aus: Helsingfors, erst von knapp 5000 Menschen bewohnt, zog mit den Behörden, Hochschulen und Ämtern rasch viele neue Leute an sich, um 1850 wohnten hier schon gegen 20 000 und jetzt, da es „Helsingfors“ heißt und mit bewußtem Stolz die freie Republik „Suomi“ präsentiert, sind es schon 220 000.

Dieser rasche Aufstieg in letzter Zeit, verbunden mit der Notwendigkeit, dem Lande wirklich einen Kopf zu verleihen, der seines Geistes würdig war, haben in Helsingfors eine aller Atavismen entbehrende Großstadt geschaffen. Die Finnen, als Architekten zu den modernsten und einfallreichsten unserer Zeit zählend, konnten hier, auf Mutterboden, ihre kühnen Pläne und Entwürfe in ebenso kühne Taten umsetzen. Nur wenige Gebäude im alten Zentrum erinnern noch an vergangene Tage: der nicht weit vom Hafen entfernte Sensplatz vereint sie alle. Sie gruppieren sich in ihrem klassizistischen Empirestil um sein großes Rechteck, als ob sie in Potsdam oder Berlin stünden. Tatsächlich ist ihr Schöpfer Carl Ludwig Engel (1778—1840), der an der Spree geboren worden und bei Meister Schinkel in die Schule gegangen war. Aber seit 1900 suchen die Finnen bereits eigene Stilformen und besonders ihr Bestreben, den heimischen rosaroten und blaugrauen Granit zu gestalterischer Formung zu bringen, wirkt sich in Helsingfors aus.

Der schönste und modernste Stadtteil von Helsingfors ist untrüglich sein „Westen“, Töölö genannt, eine Schöpfung allerjüngsten Datums. Hier wird selbst heute noch unablässig gebaut und wenn sich das Tempo auch ein wenig gegen die ersten Jahre nach der Selbständigkeitserklärung von 1818 verminderte, so wachsen aus dem felsigen Boden doch Monat um Monat neue Gebäude empor. Beim jungen Hauptbahnhof beginnt dieser Teil Helsingfors, der eben mit diesem Hauptbahnhof auch schon sein Programm entwickelt. Erbaut von Finnlands größtem Architekten Eliel Saarinen (der auch die Pläne für Canberra, die neue Hauptstadt Australiens, entwarf und mehrere Hochhäuser in Chicago errichtete), zeigt dessen wohlbedachte Gliederung, tiefe Kenntnis sinnvollen Bauens. Der Uhrturm des Bahnhofes, nicht übermäßig hoch, aber doch hoch genug, um von allen, auch den entferntesten

Teilen der Stadt aus gesehen zu werden, ermöglicht sowohl glänzende Orientierung als auch ständige Zeitkontrolle. Die Wartehallen für die Reisenden, die Restaurants, die Fahrkartenschalter sind mühelos und bequem zu finden. Und wenn man per Bahn in Helsingfors anlangt und am Hauptbahnhof den Zug verläßt, so kommt man nicht in ein Viertel, das alle Rauchschwaden verpesten und alte, verschmierte Häuser zu einem möglichst abstoßenden Bild zusammenklittern sondern man befindet sich (ähnlich wie in Leipzig) sofort auf einem der wichtigsten Plätze der Stadt, knapp an deren Herzarterien und sieht sich von den schönsten Hotels und Privathäusern umgeben, von Blumen, die längst der mit Riesenplastiken geschmückten Bahnhofportale blühen und kleinen Gärten, die tiefes schattiges Grün zu spenden vermögen.

Und nicht weit vom Hauptbahnhof, Helsingfors nächstes „Staatsgebäude“ im wahrsten Sinne des Wortes: das neue Heim des Reichsrats, das finnische Parlament. Ein mächtiger Granitwürfel wächst aus steilem Granitboden: geschlossen in seiner Form, zeigt er von innerer Festigkeit, — massiv ist seine Ausdehnung, Symbol der breiten Beharrlichkeit der Finnen. So selbstbewußt krönt er das Stadtbild des Westens, daß er wahrhaft Wahrzeichen des ganzen Landes zu sein vermag. „Wir“, sagt er aus, „sind ein in unserem Mutterboden verwurzelter Volk, wir greifen fügenlos ineinander und ziehen daraus unsere Kraft“. — Und ein Blick in das Innere des Reichsrats beweist, daß dem Willen dieses Volkes auch Taten folgen: das gewaltige Gebäude ist mit Ausnahme einiger weniger Portale aus carrarischem Marmor (seinem Geschenk Italiens) zur Gänze aus finnischem Material erstellt. Die gesamte Einrichtung, von der Bestuhlung angefangen bis zu den Beleuchtungskörpern, wurde in wohlthuender Formensönheit in Finnland selber gefertigt. Und nicht weit von hier, ebenfalls an der Turuntie, der Hauptstraße Töölös gelegen, erhebt sich ein anderer imposanter Bau: das finnische Nationalmuseum, das in seinem Innern mit sorgsamstem Fleiß zusammengetragene zahllose Zeugnisse aus früheren Epochen finnischer Geschichte aufweist. —

Natürlich beeinflussen, wie in jeder Stadt, auch in Helsingfors die Gotteshäuser wesentlich sein Gesamtbild. Die wunderbare lutherische Nikolaiskirche im Osten, erbaut aus einem Granitblock, der zehn Meter die übrige Stadt an Höhe überragt (und zu der man deshalb 45 Stufen emporsteigt), beherrscht mit ihrer klassizistischen Form, den vier Portiken und den fünf gewaltigen Kuppeln den ganzen Südhafen, in dem der Nordhafen der rote Backsteinbau der russisch-orthodoxen Kirchen überragt, deren goldene Kreuze und Zwiebeltürme immer noch an die Zeit der Zarenherrschaft erinnern. Im Norden von Helsingfors aber erhebt sich ein Gotteshaus, das nach jachlichten Prinzipien erbaut wurde: es ist dies die sogen. Kalliotkirche, ein Musterbau aus blaugrauem Granit, dessen quadratischer Turm weit ins Land hinein sichtbar ist und, da ihm ein Kreuz auf seiner Spitze mangelt, nicht gleich erraten läßt, was für einen Zweck er eigentlich zu erfüllen hat.

Wendet man sich von den offiziellen Gebäuden ab (denn daß sich Universität und sonstige Hochschulen, Präsidentialpalais, Hochhäuser der Schifffahrtsgesellschaften, Museen und Galerien hier wie überall in den Hauptstädten der Welt finden, ist doch selbstverständlich) und lieber dem „leichteren Genre“ zu, so möchte ich vor allem verraten, daß es in Helsingfors — neben den prachtvollsten, acht bis zehn Stock hohen Privatwohnhäusern mit glänzend eingerichteten Mittelstandswohnungen — die schönsten Cafés gibt, die man sich wünschen kann. Nicht einmal die Berliner Riesencafés können mit einem Unternehmen wie „Fazer“ zu konkurrieren, das, über zwei Stockwerke verteilt, in riesigen Sälen fast der halben Einwohnerschaft Helsingfors Platz bietet; im Parterre befindet sich rechterhand ein ungefahr 26 Meter langes Büfett, das alle nur erdenklichen Sorten feinsten Süßigkeiten und allerlei leckeres Backwerk darbietet. Platinblonde junge Mädchen in dunkelgrünem Dress bedienen hier, auch die Farbe des Marmors, der die Wände des Hauptsalles verkleidet, ist grün. Links gelangt man in eine kleine Bar, hellrot und goldig verpackt, — die Kellnerinnen, die dort Cocktail und Eis servieren, tragen hellrote Uniformen. Und im ersten Stockwerk herrscht wieder das satte, dunkle Grün vor, das nur einige Säulen mit Spiegelglas unterbrechen.

Aber auch die zahllosen kleinen Cafés, die „Kahvilas“, die man in beinahe jedem zweiten Hause antrifft, bestechen durch ihre peinliche Sauberkeit, ebenso die mächtigen Hotels, deren Wolkentrakttürme New York: nachzubilden suchen,

aber in den Breisen sich sinnlich anständig halten. Und die Theater und Lichtspielhäuser verraten dasselbe hohe Geschmacksniveau, das sich auch in der Anlage der prächtigen Parks mit ihren vielen Ruheplätzen offenbart.

Helsinki ist, trotzdem es den Rang einer Großstadt einnimmt, doch noch nicht von Hast und Tempo zerstört. Hier vereinigt sich Beschaulichkeit mit unverlierbarer Ruhe, keine Autos (die aber in großer Zahl vorhanden sind), hupen, keine Straßenbahn (auf der Frauen als Schaffnerinnen Dienst tun), Klingelt, man geht dem Lärm aus dem Wege und selbst in den größten Warenhäusern wie Stodmann und Glanto, wo man von der Zahnbürste bis zum Automobil alles erhält, als ob man Gast bei Wanamater oder Wertheim wäre, herrscht eine Stille, die an geweihte Stätten erinnert.

Und diese Ruhe ist es, die Helsinki so schön macht. Hier kann man noch genießen, in einer Stadt leben und doch die Nerven nicht zu schanden reiten. Hier nimmt noch einer auf den anderen Rücksicht und das wunderbare Klima, das jede übermäßige Hitze ebenso ausschaltet wie jede allzustarke Kälte, verbunden mit dem bekannt guten finnischen Essen, machen den Aufenthalt bald zu einem so lieben und vertrauten, daß einem in jenen Stunden, da man wieder an Trennung denken muß, aufrichtig schwer ums Herz wird.

Der Wasserbann.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

„Bei den Überschwemmungen an der unteren Donau besannen sich die primitiven Bewohner eines Dorfes auf einen Zauber, den ihre Vorfahren angewandt hatten . . .“

Vom Regen naß und schwer, zerfressen von Blüthen, blüht sich das graue Tuch des Himmels über dem Land. Die Nächte sind pechschwarz und wenig hell die Tage. Durch den Schleier des Regens, den der Sturm hin und her peitscht, fliehen gekrümmte Bäume. Der Blik fährt zischend in den angeschwollenen Körper des Stromes und das Dorf liegt geduckt vor nahem Unheil da. Der Regen hat die Herbstsaat weggefressen, Mulden und Hügel, Straßen und Dämme durch die Felder gezogen, daß keiner sein Land mehr erkennen mag, wie es gestern war.

Die kleine Schar der Dörfler hat sich in der geräumigen Scheune des Hügelbauern versammelt, die Männer stehen leise und beraten. In der Ecke der Scheune, die der Regen peitscht und der Sturm schüttelt, drängen sich Weiber und Kinder, ein aufgeschreckter, schnatternder Haufen. Alles muß beisammen bleiben, die Gefahr ist riesengroß. Es geht dem Morgen zu. Was wird er bringen? Die Öllampe am Deckenbalken schwingt hin und her, so groß ist die Gewalt des Windes. Und die Morgendämmerung läßt auf sich warten. Draußen in dieser schwarzen Hölle ist nichts zu tun, der Sturm bläst alle Lichter aus. Und die Dämmerung kommt nicht. Die Bauern stehen und beraten. Allmählich werden sie von großer Erregung gepackt, die ihre Herzen beben macht und ihre Bewegungen fahrig. Draußen lärmt der Sturm.

„Wir gehen zum Teufel!“ schreit ein kleiner, stämmiger Kerl und schüttelt die Faust nach oben. „Alle gehen wir zum Teufel!“

Draußen steigt das Wasser Zoll um Zoll, Fuß um Fuß. „Wie die Sintflut!“ schreit ein Alter. „Nie war es so stark! Nicht, daß ich mich erinnern könnt.“

Da fliegt die Tür auf und ein Sturzbach schmutzgrauen Wassers ergießt sich in den Raum. In der Tür aber steht ein Mensch und hinter ihm sieht man den ersten fahlen Schimmer des Morgens aufgehen. Er schreit, während einige sich gegen die Tür stemmen, um sie zu schließen:

„Der Damm . . .!“ schreit er, „der Damm!“

Da wissen sie, daß das Furchtbare geschehen ist. Das Wasser kommt und wird sie alle verschlingen, das Dorf und das Vieh und das grausig veränderte Land. Sekundenlang stehen sie starr. Dann schreien die Weiber auf, laut und gellend. Und dann beten sie. Aber sie sind nicht mit dem Herzen dabei und einer schreit auf:

„Es gibt keine Hilfe!“

Und da tritt ein altes Weiblein vor, tastet am Stod, wankt, streckt die Arme vor und freischt mit hoher, quietender Stimme:

„Einer muß es bannen! So haben eure Väter es gemacht!“

Und da bricht die alte Mäx vom Wasserbann wieder durch. Ein Alter muß es sein, ein Einsamer. Und wie durch Zauber weitet sich ein Kreis um die hohe, hagere Gestalt des Einsiedelbauern. Weib und Kind hat er nicht, einsam haust er am Dorfsende, sein Hof liegt weit ab von den anderen.

Alt ist er, das Haar hängt ihm gelblich-weiß in die Stirn. Seine hellen, glanzlosen Augen sehen über die Köpfe der anderen hinweg. Er spürt den bannenden Kreis der Menschen um sich, es gibt kein Entrinnen, er ist verurteilt. Aber da ist nicht Angst in ihm, denn alles ist wie verwandelt und um Jahrhunderte zurückgesunken. Was hier getan wird, geschieht durch ein totes Gesetz, das lebendig wurde in schredlicher Gefahr.

In der Morgendämmerung fahren sie los. Das Boot ist beladen mit Männern und sie staken mit großen Stöcken durch das überschwemmte Land, denn das Wasser ist bereits nah. Unruhig wälzt es die schmutzigen Bogen heran. Fern steht der große Baum und ragt noch mit halber Krone aus der Flut. Ein Blik hat die Krone einst versenkt und entlaubt. Hier ist das Ziel. Der Einsiedelbauer, in vollem Staat, klettert ins Astwerk, die anderen kehren zurück. Der Tag vergeht und die Nacht, langsam steigt die Flut. Fern im Baum hockt wie ein großer schwarzer Vogel der Wasserbanner. Tag vergeht und Nacht, zu einem Haufen gerottet stehen die Dörfler fern und unerbittlich da, der schwarze Fled im Baum regt sich, bewegt sich. Winkt er? Will er zurück? Er ist ohne Nahrung den vierten Tag. Und das Wasser steigt.

Bleich und hell ist der fünfte Tag. Am Morgen hat der Regen ausgekehrt. Sie starren hinüber, aber der traurige Besen des Baumes ist leer. Trüb rauscht die Flut zurück, Zoll um Zoll, Fuß um Fuß. Und da ist es, als wäre ein Krampf von den Dörflern gewichen: sie stehen und beten. Können wieder beten. Es ist vieles zerstört, doch Haus und Hof und Vieh sind gerettet.

Die Landjäger kommen, die Gerichte bemühen sich, die Zeitungen schreiben.

Aber er ging freiwillig hinaus. Und er ist nicht zurückgekehrt. Man hat ihn nie gefunden. Wo er hin ist, wer weiß es?

Der Herr allein.

Die Anregung.

Von Wilhelm von Hebra.

Die Kampfeslustigsten unter den Bayern sind die Niederbayern, unter den Niederbayern die Eingeborenen des Thürentendorfs, unter diesen hinwiederum Sepp Leibltsosner und Schorsch Hattlinger.

Leithin sprachen Leibltsosner und Hattlinger über Politik, wobei die Ansichten verschieden, die Worte heftig und die Begründungen kräftig waren.

Blötzlich sprang Leibltsosner auf, packte den Hattlinger, warf ihn auf den Boden, legte sich auf ihn und würgte ihn.

Nach einer Weile ließ Leibltsosner den Hals Hattlingers frei und fragte:

„Stachsts jeh ein, daß i Recht hab?“

Als Hattlinger verneinte, würgte Leibltsosner weiter.

Nach einer Weile ließ Leibltsosner wieder den Hals Hattlingers frei und fragte:

„Bist no imma net überzeugt, daß i Recht hab?“

Als Hattlinger wieder verneinte, würgte Leibltsosner weiter.

Nach einer Weile ließ Leibltsosner wieder den Hals Hattlingers frei und fragte:

„Kapiertst endli, daß i Recht hab?“

Als Hattlinger nun nicht mehr verneinte, zwar keine Antwort sagte, weil er dazu nicht mehr im Stande war, aber schwach nickte, ließ Leibltsosner ihn ganz frei und sagte freundlich:

„I habs ja gwisst, daß d net so dumm bist, wie du di stellst. Du bist nur denkfaul. Du koft schon gheist sei a, wenn ma di zum denken anregt.“

Wußten Sie das schon?

Rio de Janeiro und Glasgow sind die beiden einzigen Städte in der Welt, in denen die Geburtenziffer ständig anwächst.

In Indien gelten die Schildkröten als heilige Tiere und es sind besondere Männer angestellt, die sie füttern müssen. Sie gehen täglich mit riesigen Säcken voller Futter an die Flüsse und haben merkwürdigerweise sogar Wagschalen mit, damit jede Schildkröte die gleiche Ration bekommt.

Der Tausendfüßer hat gewöhnlich sechsundzwanzig bis zu zweiundvierzig Beine; es gibt aber auch Arten, die bis zu 220 Beine haben.